

Hannah Arendt / Martin Heidegger

**Briefe 1925 bis 1975  
und andere Zeugnisse**

Aus den Nachlässen herausgegeben  
von Ursula Ludz

**KlostermannRoteReihe**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.


4., unveränderte Auflage 2013

3., durchgesehene und erweiterte Auflage 2002

2., durchgesehene Auflage 1999

© Vittorio Klostermann GmbH · Frankfurt am Main · 1998

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter Verwendung elektronischer Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.

Gedruckt auf Alster Werkdruck der Firma Geese, Hamburg, alterungsbeständig  ISO 9706 und PEFC-zertifiziert.

Satz: post scriptum, [www.post-scriptum.biz](http://www.post-scriptum.biz)

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Printed in Germany

ISSN 1865-7095

ISBN 978-3-465-04196-2

## INHALT

### Briefe und andere Zeugnisse 1925 bis 1975

Der Blick . . . . .	9
Der Wieder-Blick . . . . .	71
Der Herbst . . . . .	151
Epilog . . . . .	257
Addendum . . . . .	429

### Anhang

Anmerkungen zu den Dokumenten 1 bis 168 . . . . .	263
Zusätzliche Dokumente aus den Nachlässen . . . . .	363
Nachwort der Herausgeberin . . . . .	385

### Verzeichnisse

Abkürzungen, abgekürzt zitierte Literatur . . . . .	405
Die erwähnten Werke von Hannah Arendt . . . . .	407
Die erwähnten Werke von Martin Heidegger . . . . .	411
Die abgedruckten Dokumente, Bildnachweise . . . . .	423
Personenverzeichnis . . . . .	433



BRIEFE UND ANDERE ZEUGNISSE 1925 BIS 1975



# DER BLICK





10. II. 25.

Liebes Fräulein Arendt!

Ich muß heute Abend noch zu Ihnen kommen und zu Ihrem Herzen sprechen.

Alles soll schlicht und klar und rein zwischen uns sein. Dann sind wir einzig dessen würdig, daß wir uns begegnen durften. Daß Sie meine Schülerin wurden und ich Ihr Lehrer, ist nur die Veranlassung dessen, was uns geschah.

Ich werde Sie nie besitzen dürfen, aber Sie werden fortan in mein Leben gehören, und es soll an Ihnen wachsen.

Wir wissen um das nie, was wir durch unser Sein anderen werden können. Wohl aber kann eine Besinnung deutlich machen, inwiefern wir zerstörend und hemmend wirken.

Welchen Weg Ihr junges Leben nimmt, ist verborgen. Wir wollen uns davor beugen. Und meine Treue zu Ihnen soll einzig Ihnen helfen, sich selbst treu zu bleiben.

Daß Sie die »Unruhe« verloren haben, sagt, daß Sie Ihr Innerstes Ihres mädchenreinen Wesens gefunden haben. Und einmal werden Sie verstehen und dankbar sein – nicht mir – daß der Besuch in der »Sprechstunde« der entscheidende Schritt war, zurück aus der Bahn in die furchtbare Einsamkeit wissenschaftlichen Forschens, die nur der Mann aushält – und auch der nur dann, wenn er die Last mitbekommen hat und die Raserei, produktiv zu sein.

»Freuen Sie sich!« – das ist mein Gruß für Sie geworden.

Und nur wenn Sie sich freuen, werden Sie die Frau werden, die Freude geben kann, und um die alles Freude, Geborgenheit, Ausruhen, Verehrung und Dankbarkeit an das Leben ist.

Und nur so bleiben Sie in der rechten Bereitschaft, das sich anzueignen, was die Universität Ihnen geben kann und geben soll. Darin liegt Echtheit und Ernst, nicht aber in einem er-

preßten wissenschaftlichen Tun der vielen Ihres Geschlechts – in einer Geschäftigkeit, die eines Tages irgendwie auseinanderbricht, sie hilflos macht und sich selbst untreu.

Und gerade dann, wenn es zu eigener geistiger Arbeit kommt, bleibt das Entscheidende, die ursprüngliche Bewahrung des eigenen fraulichen Wesens.

Daß wir uns begegnen durften, wollen wir als Geschenk im Innersten behüten und durch keine Selbsttäuschungen in der reinen Lebendigkeit verunstalten; d.h. wir wollen uns nicht so etwas wie eine Seelenfreundschaft einbilden, die es unter Menschen nie gibt.

Ich kann und will nicht Ihre treuen Augen, Ihre liebe Gestalt trennen von Ihrem reinen Vertrauen, der Güte und Lauterkeit Ihres mädchenhaften Wesens.

Aber so wird das Geschenk unserer Freundschaft zu einer Verpflichtung, an der wir wachsen wollen. Und sie ist es gleich, die mich um Verzeihung bitten läßt, daß ich mich auf unserem Gang einen Augenblick vergaß.

Einmal aber möchte ich Ihnen danken dürfen und im Kuß Ihrer reinen Stirn die Lauterkeit Ihres Wesens in meine Arbeit hinübernehmen.

Freuen Sie sich, Sie Gute!

Ihr

M. H.

2 *Martin Heidegger an Hannah Arendt*

21. II. 25.

Liebe Hannah!

Warum ist die Liebe über alle Ausmaße anderer menschlicher Möglichkeiten reich und den Betroffenen eine süße Last? Weil wir uns in das wandeln, was wir lieben und doch wir selbst

bleiben. Dem Geliebten möchten wir dann danken und finden nichts, was dem genügte.

Wir können nur mit uns selbst danken. Liebe wandelt die Dankbarkeit in die Treue zu uns selbst und in den unbedingten Glauben an den Anderen. So steigert die Liebe ständig ihr eigenes Geheimnis.

Die Nähe ist hier das Sein in der größten Ferne zum anderen – die Ferne, die nichts verschwimmen läßt – sondern das »Du« in das durchsichtige – aber unbegreifliche – Nur-Da einer Offenbarung stellt. Daß die Gegenwart des Anderen in unser Leben einmal hereinbricht, ist das, was kein Gemüt bewältigt. Menschliches Schicksal gibt sich menschlichem Schicksal, und der Dienst reiner Liebe ist es, dieses Sichgeben wach zu halten wie am ersten Tag.

Wenn Du in Deinem dreizehnten Jahre mir begegnetest, wenn es erst nach einem Jahrzehnt gewesen wäre – es ist vergeblich zu rätseln. Nein, jetzt geschah es, wo Dein Leben still sich anschickt, zu dem der Frau sich zu bereiten, wo Du Ahnung, Sehnsucht, Erblühen, Lachen – Deine Mädchenzeit unverlierbar in Dein Leben mit hineinnehmen sollst als Quelle der Güte, des Glaubens, der Schönheit, des fraulichen Immer-nur-Schenkens.

Und was kann ich zu diesem Augenblick?

In der Sorge sein, daß nichts in Dir zerbreche; daß, was Deine Vergangenheit an Schwerem und Schmerzlichem hat, sich läutere; daß Fremdes und Zugetragenes weiche.

Die Möglichkeiten fraulichen Wesens in Deiner Umgebung sind so ganz andere als die »Studentin« glaubt und viel positivere als sie ahnt. An Dir soll leere Kritik zerschellen und überhebliche Negation zurückweichen.

Männliches Fragen lerne Ehrfurcht an schlichter Hingabe; einseitige Beschäftigung lerne Weltweite an der ursprünglichen Ganzheit fraulichen Seins.

Neugier, Klatsch und Schuleitelkeiten werden nicht auszurotten sein; den Adel wird dem freien geistigen Leben nur die Frau geben können in der Art, wie sie *ist*.

Wenn das neue Semester kommt, ist der Mai da, und der Flieder flutet über die alten Mauern, und die Baumblüte wogt in den versteckten Gärten – und Du gehst im duftigen Sommerkleid durchs alte Tor. Sommerabende werden in Dein Zimmer kommen und Dir in Deine junge Seele läuten von der stillen Heiterkeit unseres Lebens. Bald werden die Blumen wach, die Deine lieben Hände pflücken, und das Moos im Waldgrund, durch den Deine seligen Träume gehen.

Und soll ich nicht bald auf einsamer Bergfahrt die Berge grüßen, deren felsige Ruhe Dir einmal begegnen wird, in deren Linien das Gehaltene Deines Wesens Dir wiederkehrt. Und den Bergsee will ich aufsuchen, um von der steilsten Steile des Absturzes hinabzusehen in seine ruhige Tiefe.

Dein

M.

### 3 *Martin Heidegger an Hannah Arendt*

27. II. 25.

Liebe Hannah!

Das Dämonische hat mich getroffen. Das stille Beten Deiner lieben Hände und Deine leuchtende Stirn behüteten es in frau-licher Verklärung.

Nie noch ist mir so etwas geschehen.

Im Regenschirm auf dem Rückweg warst Du noch schöner und größer. Und ich hätte mit Dir Nächte durch wandern mögen.

Als *Symbol* meines Dankes nimm dieses kleine Buch. Es sei in eins damit ein Sinnbild dieses Semesters.

Bitte, Hannah, schenk mir noch einige Worte. Ich kann Dich nicht so ziehen lassen.

Du wirst vor der Reise im Gedränge sein. Aber nur Weniges;  
und nicht »schön« geschrieben.

So wie Du schreibst. Nur daß *Du* es geschrieben hast.

Dein

M.

Ich freu mich so auf Deine Mutter –

4 *Martin Heidegger an Hannah Arendt*

Freiburg, 2. M[ärz] 25

Lb. H.

Umseitig der Weg unseres Aufstiegs. Eben hatte ich zwei schöne  
Stunden mit Husserl.

Herzl. Gruß

M.

5 *Martin Heidegger an Hannah Arendt*

6. III. 25

Herzl. Gruß

M.

Brief folgt.

Todtnauberg, 21. III. 25.

Liebe Hannah!

Hier oben ist herrlicher Winter geworden, und so kam ich zu wundervollen und erfrischenden Fahrten.

Seit einer Woche sitze ich aber wieder bei der Arbeit, und wir rüsten schon für die Talfahrt am 24. III.

Oft wünsche ich, daß Du Dich so schön erholst wie ich hier oben. Die Einsamkeit der Berge, der ruhige Lebensgang der Gebirgler, die elementare Nähe von Sonne, Sturm und Himmel, die Einfachheit einer verlorenen Spur an einem weiten, tiefverschneiten Hang – all das hält die Seele erst recht fern von allem zerhackten und zergrübelten Dasein.

Und hier ist die Heimat reiner Freude. Des »Interessanten« wird man unbedürftig, und die Arbeit hat die Gleichmäßigkeit des fernen Schlages eines Holzfällers im Bergwald.

Zu all dem hätte ich Dich am liebsten mitgenommen, als Du »zufällig« noch einmal zum Abschied auf meinen Weg kamst.

Aber ich wußte doch auch, daß Du mit einer großen Freude in Deinem Herzen die Ferienfahrt machen wirst. Und so wurde ich ruhig um Dich, wengleich ich täglich wünsche, daß Du Dich erholst.

Ich meine, daß Du all das, was das Semester an Unausgeglichem, an Reibungen, Widerwärtigkeiten und Belastungen brachte, wirklich frei aus Dir selbst überwindest.

Mit großer Freude las ich, daß Lichtenstein noch bei Dir war. An den Husserl-Abenden war das Unschöne das erzwungene Bemühen, sich den Rang abzulaufen. Um so mehr freute ich mich über Dich, wenn Du still in Deiner Ecke saßest. Mit Lichtenstein unterhielt ich mich am liebsten. Nun er nicht mehr kommt, werde ich in dieser Zusammensetzung die Abende wohl nicht fortführen. Aber irgend eine Art von »Zirkel« möchte ich

schon gern traditionell werden lassen. Das ist aber weniger im Gelingen abhängig vom Thema als von den rechten Menschen. Und ich sagte Dir schon, daß ich im Sommer mir »die Jungen« wieder holen will. Und ich möchte sie mir so vorbereiten, daß ich mit ihnen wieder etwas wagen kann. Jetzt kommen mir oft die Freiburger Semester in die Erinnerung; vieles von dem, was ich da versuchte, war unreif und voreilig – aber die Arbeit als Lehrtätigkeit war ein Mitgenommenwerden; jetzt ist sie zu einem Ziehen und Eintrichtern geworden. Ich weiß, daß es so nicht bleiben wird. Und die eigentliche Arbeit wird andererseits immer in der Einsamkeit des Fragens geschehen müssen.

Marburg ist seit diesem Winter freundlicher für mich geworden, und ich freue mich zum ersten Mal auf die Rückkehr.

Die Berge, Wälder und alten Gärten werden sich besonders schön schmücken, bis Du wiederkommst. Und vielleicht wird dann auch der lähmende Geist einmal vertrieben, den der Ort von Anfang an für mich hatte.

Aber vielleicht ist die Stagnation durchgängig an unseren Universitäten. Was mir jetzt von Freiburg erzählt wird, ist ebenso erschreckend. Am Ende aber immer noch wertvoller als das Viele, das vielleicht in Berlin »los ist«. –

Ob bei Euch auch noch ein verspäteter Winter wurde? Oder ob Du wirklich an die See gegangen bist? Nach dem genauen bibliographischen Titel des neu erschienenen Briefwechsels der Rahel mit Alexander von der Marwitz hab ich mich vergeblich umgesehen. In der Bibliothek war das Exemplar schon ausgeliehen. Ich habe ein starkes Bedürfnis danach, wieder einmal ganz losgelöst lesen zu können. Aber ich suche die Zeit vergebens. Jetzt plage ich mich mit meinen Casseler Vorträgen, die vorläufig alle noch zu schwer angelegt sind. Leichter machen ist in der Philosophie ein merkwürdiges Geschäft – je einfacher die Dinge werden, um so rätselhafter bleiben sie. Und ich möchte dem Publikum auch nicht einreden, die Philosophie könne auf seine Fragen antworten.

Mir liegt gerade daran, den Unterschied von Weltanschau-

ungsbildung und wissenschaftlich-philosophischer Forschung klar zu machen und zwar an der konkreten Frage nach Wesen und Sinn der Geschichte. Allerdings ist diese Klärung selbst wieder nur auf wissenschaftlich-begrifflichem Wege möglich. Und so enden meine Untersuchungen immer dabei, daß die Vorträge ein Widersinn werden vor einem »allgemeinen« Publikum. Aber ich habe mich verpflichtet und muß mich nun schlecht und recht durchbeißen.

Vom 24. III. bis 27. bin ich bei Husserl in Freiburg, und ich freue mich sehr auf diese Tage. Dann fahre ich in meine Heimat (Meßkirch, Baden) und bleibe dort bis zum 3. IV. Willst Du mir einmal dahin schreiben? Und von Deinen Ferien erzählen?

Wenn der Sturm um die Hütte heult, dann denke ich an »unseren Sturm« – oder ich geh den stillen Weg die Lahn entlang – oder ich verträume eine Ruhepause beim Bild des jungen Mädchens, das im Regenmantel, den Hut tief über den stillen großen Augen zum erstenmal in mein Studierzimmer trat, das verhalten und scheu auf alle Fragen eine kurze Antwort gab – und dann transponiere ich das Bild auf den letzten Tag des Semesters – und weiß dann erst, daß Leben Geschichte ist.

Ich behalte Dich lieb

Dein

Martin.

## 7 *Martin Heidegger an Hannah Arendt*

24. III. 25.

Liebe Hannah!

Unser Kleiner ist beim Skilaufen verunglückt, so daß meine Reisepläne umgeworfen sind. Der Kleine hat eine Sehne verzerrt und muß hier oben liegen. Ich gebe Dir noch in den



nächsten Tagen genau Bescheid, ob ich nach Meßkirch fahre. Vielleicht müssen wir längere Zeit in Freiburg sein.

Herzlichen Gruß  
Dein Martin.

8 *Martin Heidegger an Hannah Arendt*

Freiburg, 29. III. [1925]

Lb. H.

Ich fahre nicht nach Meßkirch, da der Transport des Kleinen ziemlich schwierig ist. Ich schreibe bald.

Die Tage mit Husserl waren eine Enttäuschung, da er sehr müde ist und auffallend schnell altert. Die Stadt ist wieder herrlich.

Herzl. Gruß  
M.

9 *Martin Heidegger an Hannah Arendt*

Marburg, 12. IV. 25.

Liebe Hannah!

Ich lebe in einer Raserei der Arbeit und der Freude auf Dein baldiges Kommen.

Ich danke Dir herzlich für Deine Karte.

Ich bin umgezogen in das frühere Besuchszimmer nebenan. Der Straßenlärm war nicht mehr auszuhalten.

Die Casseler Vorträge haben mir viel Arbeit gemacht. Am 16.

fahre ich nach Cassel und bin dort bis zum 22. Ich wohne im Hotel – weiß aber noch nicht, in welchem. Willst Du mir mal schreiben oder die geschriebenen Briefe schicken? Und hast Du ein Bild von Dir? Kommt Deine Mutter im Sommer?

Von Jakoby wirst Du wohl schon die Bilder bekommen haben. Hier bekommst Du noch einige sehr schöne zu sehen.

Schreib mir recht bald, damit ich Dich bei meinen Vorträgen bei mir habe.

Ich lebe viel mit Hölderlin, und überall bist Du mir nahe.

Ich freue mich sehr auf das Sommersemester!

Vor dem 28. werde ich nicht beginnen. Vielleicht erst im Mai.

Wo wirst Du wohnen? Und wann kommst Du? –

Dein

M.

Adresse: bei Herrn Geheimrat Dr. Boehlau  
*Kassel*, Lessingstr. 2

### 10 *Martin Heidegger an Hannah Arendt*

17. IV. nachm. [1925]

Liebe Hannah!

In Eile. Herzlichen Dank für Deinen Brief.

Wie herrlich, daß Du kommst. Ich lese 20. und 21. Landesbibliothek (Friedrichsplatz) 8 c.t.

Bröcker ist natürlich da! Ich habe ihn vorbereitet, daß die Königsberger kommen wollten. Ich wüßte nicht – wer. Du und Jakoby.

So können wir vermutlich nicht zusammen nach Marburg fahren allein. Aber hier wollen wir uns sehen – jedenfalls nach meinen Vorträgen abends.

Ich werde Dich Montag Abend in der Pause wohl sehen. Ich wohne draußen bei Schloß Wilhelmshöhe, sehr vornehm. Vielleicht kannst Du im »Stift« wohnen – ich weiß nicht, ob ich Zeit habe, Dich abzuholen – auch weiß ich nicht genau, wann Du kommst.

Jedenfalls *nach* dem Vortrag verabschiede ich mich – wie jetzt täglich – von den Bekannten und Gastgebern und fahre mit der Elektrischen Nr. 1 nach Wilhelmshöhe, Endstation – vielleicht fährst Du – unauffällig – eine Bahn später. Ich bringe Dich dann wieder zurück.

Auf Wiedersehen

Dein

Martin.

## 11 *Hannah Arendt für Martin Heidegger*

### SCHATTEN

Jedesmal, wenn sie aus diesem langen, verträumten und doch festen Schlaf erwachte, in dem man so ganz eins und einig mit sich selbst ist, wie mit dem, was man träumt, hatte sie dieselbe scheue und tastende Zärtlichkeit zu den Dingen der Welt, an der ihr deutlich wurde, ein wie großes Stück ihres eigentlichen Lebens gänzlich in sich versunken – schlafartig, möchte man sagen, wenn es im gewöhnlichen Leben etwas diesem Vergleichbares gäbe – dahingelaufen war. Denn Fremdheit und Zärtlichkeit drohten ihr schon früh eins und identisch zu werden. Zärtlichkeit bedeutete scheue, zurückgehaltene Zuneigung, kein Sich-Geben, sondern ein Abtasten, das Streicheln, Freude und Verwundern an fremden Formen war.

Vielleicht kam alles daher, daß sie in leisester, kaum noch erwachter Jugend schon entlang gestrichen war an Außer-

ordentlichem und Wunderbarem, und so mit einer später sie geradezu erschreckenden Selbstverständlichkeit gewohnt war, ihr Leben zu doppeln: in Hier und Jetzt und Dann und Dort. Ich meine nicht Sehnsucht nach einem bestimmten Was, das es zu erreichen gilt, sondern Sehnsucht als das, was ein Leben ausmachen, für es konstitutiv werden kann.

Denn im Grund war es so um sie bestellt, daß ihre Selbständigkeit und Absonderlichkeit gerade darin gründete, daß sie sich eine wahre Leidenschaft zu Absonderlichem anerzogen hatte und so gewöhnt war, auch in dem scheinbar Selbstverständlichsten und Banalsten Beachtenswertes zu sehen, ja das ging so weit, daß sie, wenn die Einfachheit und Alltäglichkeit des Lebens sie selbst erschütternd traf, im Nachdenken und sogar im Fühlen selbst gar nicht darauf kam, es könnte ihr Begegnendes banal sein, ein gering zu schätzendes Nichts, an das alle Welt gewöhnt ist und über das zu sprechen sich nicht mehr verlohne.

Aber nicht etwa, daß irgend etwas von Solchem ihr jemals ausdrücklich geworden wäre. Dazu war der Himmel in der Stadt, in der sie aufwuchs und an der sie mit vertraulicher Intimität hing, zu verhängt, sie selbst zu unaufgeschlossen und in sich selbst verfangen. Sie wußte um Vieles – durch Erfahrung und eine stets wache Aufmerksamkeit. Aber alles, was ihr so geschah, fiel auf den Grund ihrer Seele, blieb dort isoliert und verkapselt. Ihre Ungelöstheit und ihre Unaufgeschlossenheit verwehrten es ihr, mit Geschehnissen anders umzugehn, als in dumpfem Schmerz oder träumerischer, verwunschener Verbanntheit. So verstand sie nichts aus sich zu machen, kaum auch nur auf sich zu achten, obgleich sie in ihrer, ja man kann sagen: Behextheit, die sich natürlich steigerte zu immer größeren Absurditäten, je tiefer und gewissermaßen gründlicher sie wurde, bald nichts mehr kannte und wußte als sich selbst. Nicht als wäre irgend etwas vergessen gewesen, sondern recht eigentlich versunken – Eines verschollen, Anderes dumpf aufbegehend ohne Zucht und Ordnung.

Ihre Zerstörtheit, die ihren Grund vielleicht nur in hilfloser,

verratener Jugend hatte, äußerte sich in diesem Auf-sich-selbstgedrückt-Sein, und das so, daß sie selbst sich Blick und Zugang zu sich verdeckte und verstellte. Die Doppeltheit ihres Wesens trat hier so an den Tag, daß sie sich selbst in den Weg kam, je älter sie wurde um so radikaler, exklusiver und blinder.

In der Verwunschenheit, im Unmenschlichen, im Absurden gab es für sie keine Grenze und kein Halt. Eine Radikalität, die stets an das Äußerste ging, verwehrte es ihr, sich zu schützen, Waffen zu haben, schenkte ihr nie den bittersten Tropfen des zur Neige geleerten Kelches. – Alles Gute nahm ein böses Ende, alles Böse nahm ein gutes Ende. Schwer zu sagen, was unerträglicher war. Denn das gerade ist ja das Unerträglichste – das den Atem verschlägt, so man nur daran denkt in grenzenloser Angst, die die Scheu vernichtet und hindert, daß ein Solcher je sich heimisch fühlt: zu leiden und zu wissen, in jeder Minute und Sekunde aufmerksam und höhnisch zu wissen, daß es auch für den bösesten Schmerz noch zu danken gilt, ja daß sogar just dies Leiden es ist, um dessentwillen es überhaupt noch gilt und sich lohnt.

So gab es keine Zuflucht in Kultiviertheit und Geschmack. Was lohnte sich Solches, was kam es auf Solches an, wenn Jedes und Jegliches ausschlaggebend wurde und eine Wehrlose traf und doch nicht traf, weil sie nirgends und niemals dazugehörte. – Dabei wuchs ihre Sensibilität und Verletzbarkeit, die ihr stets schon etwas Exklusives gegeben hatten, ins nahezu Groteske. Eine tierische Angst, sich zu bergen, da sie sich nicht schützen wollte und konnte, verbunden mit fast sachlich abwägender Erwartung irgendeiner Rohheit, machen ihr die einfachsten, selbstverständlichsten Dinge des Lebens mehr und mehr unmöglich.

In der scheuen und herben Frühe ihres jungen Lebens, als sie noch nicht gestritten hatte mit der tastenden Zärtlichkeit, der Umgangsform und dem Ausdruck ihres eigensten Wesens, hatten sich ihr in Träumen Wirklichkeitsbereiche erschlossen, in jenen leid- und freudvollen Träumen, die gleich ob süß oder bitter erfüllt sind von einer steten Lebensseligkeit. Als sie dann später in einer merkwürdigen, gewaltsam zerstörerischen

Herrschaft über sich selbst ihre Jugendreife verlor und verwarf – als Lüge und unzulänglich, da wichen sie von der In-sich-Gebannten, und es überfiel die Hingestreckte die Angst vor der Wirklichkeit, diese sinn- und gegenstandslose, leere Angst, vor deren blindem Blick alles Nichts wird, die Wahnsinn, Freudlosigkeit, Bedrängtheit, Vernichtung bedeutet. Dieser Angst ist nichts schrecklicher, totbringender als das eigene Spiegelbild. Und dies ist ihre Charakteristik und zugleich das Zeichen ihrer Schande. Was sollte ihr aber auch grauenhafter, unbegreiflicher erscheinen als die eigene Wirklichkeit?

Der Angst war sie verfallen wie früher der Sehnsucht, und wieder nicht einer irgendwie bestimmbaren Angst vor einem wie immer bestimmten Was, sondern der Angst vor dem Dasein überhaupt. Sie hatte sie früher gekannt, wie sie Vieles gekannt hatte. Jetzt war sie ihr verfallen. –

Vielleicht wird das Umschlagen der Sehnsucht in die Angst durch die zerstörerische Herrschaft, dies sklavisch-tyrannische Sich-selbst-Vergewaltigen verständlicher und deutlicher, wenn man bedenkt, daß die Möglichkeiten zum Ungeheuerlichen teils auch in einer so verwahrlosten wie aussichtslosen Zeit lagen, und das um so mehr, je schärfer und bewußter ein von Natur wählerischer und kultivierter Geschmack sich sträubte gegen die lauten und extremen Verzweiflungsversuche einer Kunst, Literatur und Kultur, die bis zur Schamlosigkeit unbesonnen in losgelösten Verstiegheiten kläglich ihr Scheindasein fristete.

Aber so gewiß dies nur ein Versuch ist, die Veranlassung zu erklären, gewissermaßen über das Private und Intime hinaus menschlich näher zu bringen, so gewiß liegt die eigentliche Möglichkeit zu dieser Verzweiflung im Bereich des Menschlichen überhaupt, ist jeden Augenblick wach und offen daliegend wie jede andere auch, und nur von daher ist das Drohende und Gespensterhafte des Vorgangs wirklich zu begreifen.

Mag sein, daß in dem Verfallensein an die Angst und in dem an die Sehnsucht ein Identisches lag, nämlich: verfallen sein, in

eine Sucht gebannt sein – diese starre Hingegebenheit an ein Einziges, wenn der leere Blick die Mannigfaltigkeit vergißt oder für nichts achtet, ganz erfüllt von der Sucht und der Leidenschaft. Mag es aber auch sein, daß die Sehnsucht ihr Reiche erschlossen hatte, bunte und absonderliche Reiche, in denen sie heimisch war und die sie lieben konnte mit jener stets sich gleichbleibenden Lebensseligkeit und daß die Angst dumpf alles verschloß, den freien Atem benahm und sie erstarren ließ in der Gejagtheit selbst. – So einer hervorheben will, daß sie häßlicher und gewöhnlicher wurde bis zur Stumpfheit und zur Zuchtlosigkeit, so sei es ihm zugestanden, nur aber auch ihr die Freiheit der Gleichgültigkeit zu jeder Zeit solchem Abwägen und Rechten gegenüber.

Die Starre und die Gejagtheit – so, daß Freude und Leid, Schmerz und Verzweiflung durch sie hindurchjagten wie durch totes Fleisch – verflüchtigten alle Wirklichkeit, ließen die Gegenwart gleichsam abprallen, und es blieb als einzig Gewisses, daß alles ein Ende hat. So hatte sich ihre Radikalität, die ihr einst das Äußerste noch zu tragen und zu halten gab, gewandelt, daß ihr jetzt alles zerrann und zerstob, es sei, sie versuchte in gefügiger Freundlichkeit sich anzuschmiegen, blaß und farblos und mit der versteckten Unheimlichkeit eines über den Weg huschenden Schattens.

Möglich, daß ihre Jugend sich losringt aus dem Bann und ihre Seele unter einem anderen Himmel die Möglichkeiten des Aussprechens und Lösens erfährt und so Krankheit und Verirrtheit überwindet, Geduld lernt und die Einfachheit und Freiheit organischen Wachstums – wahrscheinlicher aber, daß sie weiter ihr Leben hinfristet in haltlosen Experimenten und einer recht- und bodenlosen Neugier, bis dann letztlich das lang und heiß erwartete Ende sie doch überrumpelt und dem unnützen Getriebe ein willkürliches Ziel setzt.

Königsberg, April 1925

24. April 25.

Mein Liebstes!

Als ich Dir heute das Manuskript gab, hast Du mich mit einer so elementaren Freude überwältigt, daß ich hilflos wurde. Ein Stück meiner Seele gab ich Dir – wenig genug für Deine Liebe – aber *Dein* freudiger Dank überragte alles.

War es Zufall, daß Du das Manuskript mitbrachtest, wo ich entschlossen war, Dich darum zu bitten, um es Dir wieder zu schenken – zu schenken – nur als Symbol dafür, daß Du von nun an in meiner Arbeit mitlebst – mit dem unerschöpflichen Impuls Deiner »scheuen zurückhaltenden Zuneigung«, mit der Du Dein Wesen in seltsamer Klarheit entdeckt hast.

Seit ich Dein Tagebuch las, darf ich nicht mehr sagen »das verstehst Du nicht«. Du ahnst es, Du – und gehst mit. »Schatten« sind nur, wo *Sonne* ist. Und das ist der Grund Deiner Seele. Ganz aus der Mitte Deiner Existenz bist Du mir nah und für immer in meinem Leben wirkende Kraft geworden. Zerrissenheit und Verzweiflung vermag nie so etwas zu zeitigen wie Deine dienende Liebe in meiner Arbeit.

Dein Brief nach Cassel hat mich tagelang ergriffen. Das »wenn Du mich haben willst« – »wenn Du magst«: Was sollte ich noch vor diesem scheuen und doch so ganz sicheren Warten und Harren? Und was brachte ich Dir anderes als Schwerstes, und war es nicht ein ständiges Opfer Deiner Seele? Und Du hattest nur Dein scheues stilles »Ja« in der Bahnhofshalle. Und als Du mich in die Ferne von Dir zwangest, da wurdest Du mir erst nahe, und da wurde mir die Offenbarung Deines Wesens – Du hast in diesem Augenblick – wortlos – ganz *frei* zu mir gesprochen. Seit dieser wundersamen Ent-fernung, die *mich* in die Schuld stieß – bin ich ruhig und froh über Dein Leben und seine Sicherheit und Wucht.



»Die Schatten« warf Dein Milieu, die Zeit, forcierte Reife eines jungen Lebens.

Ich würde Dich nicht lieben, wenn ich nicht glaubte, daß *Du* das nicht bist, sondern Entstellungen und Täuschungen, die eine bodenlose und von außen eingedrungene – Selbstzerfaserung sich schuf.

Mir wird Dein erschütterndes Bekenntnis nicht den Glauben nehmen an die echten und reichen Antriebe Deiner Existenz. Im Gegenteil, es ist mir Beweis, daß Du ins Freie gekommen bist – obzwar Dein Weg aus diesen seelischen Verbogenheiten, die nicht eigentlich Deine sind, ein langer sein wird.

Mein Leben war nach Herkunft, Milieu und Möglichkeiten einfacher – über Instinkte sicher zu führen, die Sachlichkeit und Arbeit leichter zu gewinnen – als das vieler junger Menschen heute. Und so könnte ich leicht, selbst Dir gegenüber im Verstehen unrecht tun. Aber die Nähe Deines Wesens – und jetzt Deine Bilder – sind mir so fraglos, daß ich, von der Sicherheit des Wissens der Liebe ganz abgesehen, nie glauben werde, daß Du Dein Leben in »haltlosen Experimenten« leben kannst und wirst. –

Du kamst heute so froh, strahlend und frei, so wie ich mir Deine Rückkehr nach Marburg wünschte. Und ich war von der Herrlichkeit dieses Menschenwesens – dem ich im Du nahe sein darf – benommen. Und als Du weil ich offenbar abwesend zu sein schien – fragtest, ob Du gehen solltest, da war ich mit Dir – ganz allein – frei von Welt-Sorge und Bedenken – in der klaren Freude darüber, daß Du bist. –

Ich lese wieder in 11; weißt Du was das heißt?

Gute Nacht liebste Hannah!

Dein

Martin.

1. V. 25.

Liebstes!

Wäre die Liebe noch das große Glauben, das mit ihr in der Seele anhebt, wenn ihr nicht gerade das aufbehalten bliebe, zu warten und zu behüten? Dieses Wartendürfen dem Geliebten zu – ist das Wundervollste – denn in ihm ist das Geliebte gerade »Gegenwart«.

Mit diesem Glauben laß mich im Innersten und Reinsten Deiner Seele wohnen. Was Du mir offenbartest in Tagebuch und schweigend leidender Begegnung ist, daß eine ungebrochene Gewißheit und Sicherheit in Deinem Leben liegt.

Und gar an dieser scheuen Freiheit und unbedrohten Hoffnung Deiner Seele bin ich schuldig geworden.

Und das nicht in der Rosenblüte, am klaren Bach, nicht in der Glut der Sonne über den Feldern, nicht im Wüten des Sturmes und dem Schweigen der Berge – wie all das dem kleinen Peterl geschah – sondern in Unschönes – Ödes – Fremdes – Gekünsteltes habe ich Deine frierende Seele gedrängt.

Und als neulich die Stille und Abendfrische um uns lag und zwischen den dunklen Stämmen der Fluß heraufglänzte und der klare Schritt des Pferdes die einsame Straße zog und Du Dich so rein in all dem freutest – da hat es mich wieder getroffen, was ich Dir zu leiden gab.

Deinen »Zettel« habe ich in Deine Tagebuchblätter gelegt; er ist das ursprüngliche und gewisse Ja auf die erste der beiden Fragen, mit denen sie schließen – daß Du Dich wieder gefunden hast, weil *Du* Dich nie verlieren konntest und kannst. Und dieses Ja ist so beglückend, weil es die Demut vor dem eigenen gottgeschenkten Wesen spricht. Und kannst Du Dir Größeres denken als: auf ein solches Wesen in alle Ewigkeit warten dürfen? –

Dein Martin.

8. V. 25.

Liebe Hannah!

Einen lieben Gruß mußt Du haben zum Sonntag. Ich war nach dem Konzert so bewegt durch Deine Nähe, daß ich es nicht länger aushielt – und ging, wo ich doch am liebsten mit Dir durch die Maiennacht gewandert wäre – still neben Dir zu gehen und Deine liebe Hand zu spüren und Deinen großen Blick –; nicht fragen wozu und warum sondern nur »*sein*«.

Wie Dein Wesen das lernen läßt – und wie ich darin die Kraft spüre, in die Du Dein Leben hineinnimmst. Auch da, wo Du – und gerade Du – ein ausgelassener Kobold bist – und Bälle und Kino und Gesellschaft bezwingst.

Du sagtest, auf unserem ersten Gang hätte Dich die Angst befallen, was werden würde. Konnte denn noch etwas *werden*? *War* nicht schon alles und wird es immer so sein? Haben wir etwas dazu getan?

Und was können wir tun, als einzig – uns aufzuschließen – und sein *lassen*, was ist. So *sein* lassen, daß es uns reine Freude ist und Quelle jedes neuen Lebenstages.

Beschwingt zu sein, was wir sind. Und doch möchte eines dem anderen »sagen« und sich eröffnen; aber wir könnten nur sagen, daß die Welt nicht mehr meine und Deine – sondern *unsere* geworden ist – daß, was wir tun und leisten, nicht Dir *und* mir sondern *uns* gehört. Daß Giebel und Wege und Maimorgen und Blütenduft – unser ist –. Und daß alle Güte zu anderen und jede ungezwungene, echte Vorbildlichkeit für sie *unser* Leben ist –. Daß der jubelnde Kampf – und der sichere Einsatz für ein Gewähltes – unser ist –. Unser. Daß es nie mehr verloren gehen kann – sondern nur die Möglichkeit hat reicher, klarer – sicherer zu werden, um zu einer großen Leidenschaft der Existenz aufzuwachsen. –

Nun hast Du Deinen Platz gefunden – vom Nachschreiben hast Du nicht viel – höre lieber und versuche *mitzugehen*. Was ich vortrage, drucke ich doch im Herbst, und Du bekommst ein Exemplar der Abhandlung.

Willst Du mir die George-Gedichte mitbringen, von denen Du neulich sprachst?

Viel reine Sonntagsfreude und einen lieben Kuß

Dein

Martin.

15 *Martin Heidegger an Hannah Arendt*

13. V. 25.

O mein tag mir so gross

Und so schnell mir entführt!

Diesmal versagt sich mir alle Rede – und ich kann nur weinen, weinen – und das Warum hat auch keine Antwort – und versinkt – vergeblich wartend – im Danken und Glauben. »Nun tu ich alles was der engel will«.

Von dem Tag an, der Alles über mich brachte – Du – noch spürbar der Zauber von Wetzlar um Dich – noch den Blütenraum im Haar – Schwung und Linie der Berge auf der Stirn und das Zittern der abendlichen Kühle in der lieben Hand.

Und Deine große Stunde – wo Du eine Heilige wirst – wo Du ganz offenbar wirst. Die Linien Deines Gesichtes sich straffen – gedrängt von der inneren Kraft einer – Sühne, die Dein Leben trägt. Kind – daß Du das kannst – und darin ehrfürchtig und groß geworden bist. Der Ehrfurcht erschließt sich das Leben – und gibt ihm Größe.

In Deinen großen Augenblicken, zwischen Glück und Abendabschied – erfahre ich es dankend in Deinem unirdischen Gesicht, daß eine große Verzeihung Dir in Deine Seele gerufen